

HK: Und wie sehen Sie das Problem der Behandlung in geschlossenen psychiatrischen Anstalten?

Friedrich: Die psychiatrischen Anstalten sind für die Therapie Drogensüchtiger, soweit es sich nicht um Psychotiker handelt, vollkommen indiskutabel. Der Prozentsatz der dort Behandelten ist auch äußerst gering. Viele psychiatrische Anstalten haben keine eigene Drogenstation und rein psychiatrisch kann man schon deswegen nicht vorgehen, weil das Suchtphänomen kein klassisches medizinisches Phänomen ist, sondern vor allem ein pharmakogen-psychosoziales Problem. Dagegen kann man ohne Verbundsystem – ohne Zusammenwirken von Ärzten, Psychologen und Sozialarbeitern – gar nicht vorgehen. Auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sozialmedizin 1979 wurde nachdrücklich festgestellt: Die traditionellen psychiatrischen Einrichtungen hätten sich bei der Behandlung Drogenabhängiger weitestgehend als ungeeignet erwiesen. Eine geeignete Drogentherapie sei nur ambulant und freiwillig durchführbar; die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Fachrichtungen müsse bereits in der Entwöhnungsphase einsetzen.

„Eine Gesamtstrategie gegen die Suchtgefahren muß in einer neuen Besinnung auf das Erzieherische gesucht werden“

HK: Bedarf es nicht einer neuen Gesamtstrategie gegen Suchtgefahren? Es wird ja immer wieder darauf hingewiesen, daß auch der Alkohol- und der Medikamentenmißbrauch zunimmt?

Friedrich: Sie haben recht. Das Suchtpotential hat sich generell intensiviert. Und nicht nur das. Wir haben parallel dazu, mit 15 000 pro Jahr eine sehr hohe Suizidentenzahl, wir haben die hohe Zahl von Heroinsüchtigen und Heroin-toten, wir haben aber auch eine insgesamt angewachsene Abhängigkeit von Alkohol und Medikamenten, von Tranquilizern und Barbituraten, die in der Öffentlichkeit nur deswegen nicht so sehr in Erscheinung tritt, weil

niemand strafrechtlich verfolgt wird, obwohl sie ein Vielfaches derjenigen ausmachen, die heroinsüchtig sind...

HK: Ist es nicht falsch, hier quantitativ zu argumentieren? Vom Medikamenten- und selbst Alkoholmißbrauch bis zum Konsum harter Drogen ist es wohl doch ein qualitativer Sprung. Wird das Drogenproblem angesichts der vielfach geschilderten somatischen und seelischen Wirkungen nicht verharmlost, wenn es mit Alkohol- und Medikamentensucht auf die gleiche Stufe gestellt wird?

Friedrich: Das mag richtig sein. Nur müssen Sie auch bedenken, daß ähnlich wie der Drogenkonsum auch der Alkoholmißbrauch besonders bei Jugendlichen zunimmt und selbst schon bei Kindern keine Seltenheit ist.

HK: Wo könnte dann der Ansatzpunkt für eine Gesamtstrategie liegen, wobei ich mit Gesamtstrategie nicht die verschiedenen therapeutischen Modelle, sondern die Überwindung der gesellschaftlichen Verursacher meine?

Friedrich: Man kann nicht einfach der Gesellschaft die Schuld geben. Das entscheidende Kriterium ist der Zustand der Zivilisation mit ihrer Abflachung der Familienstrukturen und der zu frühen Entlassung von Kindern und Jugendlichen in eine Freiheit, in der sie sich nur sehr schwer zurechtzufinden vermögen. Der Ansatz einer Gesamtstrategie müßte deshalb meines Erachtens in einer neuen Besinnung auf das Erzieherische gesucht werden. Das Hauptproblem, das dem Drogenmißbrauch ursächlich vorausliegt, ist ja das fast unheimliche Anwachsen von Verhaltensstörungen, die sich aus Konsumzwang auf der einen und aus einer mangelnden Befähigung zur Selbstverantwortung auf der anderen Seite ergeben. Zu viele beklagen sich heute, daß sie in ihrer Kindheit nicht genügend gefordert wurden, deswegen erlahmen die Antriebskräfte, reduziert sich die Frustrationstoleranz. Eine stärker fordernde, zu aktiver Mitmenschlichkeit anhaltende Erziehung könnte manche narzißtische Krise bei jungen Menschen mildern oder vermeiden helfen und zu einem ich-stärkeren Realitätsbewußtsein beim Heranwachsenden führen.

Dokumentation

Ökumene braucht die Kirchen

Ein Rückblick von Willem A. Visser 't Hooft auf 60 Jahre ökumenische Bewegung

Am 20. September wurde Willem A. Visser 't Hooft 80 Jahre alt. Der Ökumenische Rat der Kirchen feierte den 80. Geburtstag seines ersten Generalsekretärs während der diesjährigen Tagung des Zentralausschusses (vgl. ds. Heft S. 523). Bei dieser Gelegenheit gab Visser 't Hooft einen

aufschlußreichen Rückblick auf die Anfänge der ökumenischen Bewegung und erinnerte gleichzeitig an bleibende Wesenszüge ökumenischer Arbeit. Wir dokumentieren den im ersten Teil leicht gekürzten Text der am 17. August in Genf gehaltenen Ansprache. Die vom Sprachen-

dienst des ÖRK erstellte deutsche Übersetzung wurde an Hand des englischen Originaltextes überarbeitet. Zwischenüberschriften sind von der Redaktion.

Da wir in Genf zusammengekommen sind, haben wir guten Grund, an den Sommer 1920 zurückzudenken: hier und in der näheren Umgebung fanden drei wichtige ökumenische Zusammenkünfte statt. auf der ersten, im Schloß Crans der Familie van Berchem, trafen sich führende Missionare, um auf der Basis der sehr positiven Ergebnisse der Edinburger Konferenz des Jahres 1910 und angesichts der in den Kriegsjahren entstandenen Meinungsverschiedenheiten einen Plan für die künftige missionarische Zusammenarbeit auszuarbeiten. Sie beschlossen, die Schaffung einer ständigen Organisation zu empfehlen, aus der dann der Internationale Missionsrat wurde. Einige Wochen später kamen nahezu einhundert Kirchenführer im Hotel Beau Séjour in Champel zusammen, um sich auf einer vorbereitenden Konferenz Gedanken über eine Weltkonferenz für Praktisches Christentum zu machen. Wie sich später herausstellte, war dies die Geburtsstunde der Bewegung für Praktisches Christentum. Die dritte Tagung, deren Teilnehmer größtenteils die gleichen waren wie bei der Weltkonferenz für Praktisches Christentum, fand im Athenäum statt. Hier wurde eine ständige internationale Organisation für die Bewegung „Glaube und Kirchenverfassung“ geschaffen, deren Grundstein bereits 1910 von Bischof Brent gelegt worden war.

Pioniere der ökumenischen Bewegung

Damals sah es so aus, als wären diese drei Organisationen bzw. Bewegungen zu verschieden, als daß man an einen Zusammenschluß denken könnte; Zusammenarbeit in der Mission, Einheit in Lehre und Kirchenordnung, gemeinsames Handeln im sozialen Bereich – dazu schienen verschiedene Ansätze notwendig. Doch gab es damals auch eine Handvoll Männer mit Visionen und Phantasie, die auf ein umfassenderes Ziel hin ausblickten. Es waren besonders drei Männer: einer aus dem Westen, einer aus dem Osten und einer aus dem Norden. Bereits auf der Missions-tagung, als er sein Konzept für eine neue Missionsorganisation vorlegte, sagte *J. H. Oldham*, daß diese Organisation schon bald einem Gebilde weichen müssen, das der Anfang eines Zusammenschlusses der Kirchen sein könnte. Auf der Tagung für Praktisches Christentum mahnte Erzbischof *Nathan Söderblom*, die geplante Weltkonferenz dürfe nicht ohne die Schaffung eines ständigen Ökumenischen Rates zu Ende gehen. Und *Metropolit Germanos*, der Vertreter des Ökumenischen Patriarchats, lenkte auf der Tagung für Glauben und Kirchenverfassung die Aufmerksamkeit auf das kurz zuvor erschienene Rundschreiben seines Patriarchats an die Kirchen Christi in aller Welt, das sie zur gemeinsamen Bildung einer *Koinonia* oder Vereinigung der Kirchen aufrief. Es ist bemerkenswert, daß diese weitreichenden Ideen weder in Crans noch in Champel, noch im Athenäum zur Diskussion

standen. Sie schienen bloße Wunschvorstellungen zu sein. Es sollte noch siebzehn Jahre dauern, bis sie als diskussionsreif erachtet wurden...

Es drängt mich, die Gelegenheit zu nutzen, um einen Teil der Dankeschuld gegenüber der ersten Generation der Führer der ökumenischen Bewegung abzutragen, der Generation der Gründer und Pioniere, die für die Bewegung in den 20er Jahren Verantwortung trugen. Jener Generation gehörte ich nicht an – die Männer und Frauen von damals waren mindestens 30 Jahre älter als ich –, doch ich lernte sie fast alle kennen, mit einer wichtigen Ausnahme: *Robert Gardiner*, der als Laie der eigentliche Architekt der Bewegung „Glaube und Kirchenverfassung“ war und 1924 starb. Wie es scheint, bin ich nun der einzige noch lebende unmittelbare Zeuge der Arbeit jener Menschen. Deshalb möchte ich Ihnen meine Ansichten über die noch heute gültige Bedeutung ihrer Arbeit mitteilen.

Ich möchte nicht in den Stil der Heldenverehrung verfallen. Meine, die zweite Generation neigte eher zum Gegenteil. Wir neigten dazu, unsere Vorgänger ziemlich hart zu kritisieren. Wir hielten sie hinsichtlich der Rolle der Kirchen und der christlichen Kultur für zu triumphalistisch. Unter dem Einfluß von Karl Barth und Reinhold Niebuhr, den Leitbildern der zweiten Generation, hatten wir den Eindruck, daß sie mit ihrem sozialen Evangelium und ihren Bekenntnistheologien der ökumenischen Bewegung keine ausreichende biblisch-theologische Basis geschaffen hatten. Wir standen auch der Tatsache kritisch gegenüber, daß wir anstatt einer einzigen ökumenischen Organisation drei oder vier hatten. Wir waren den Pionieren nicht genügend dankbar dafür, daß sie einen Anfang gemacht und damit die Mauern der Isolation und der Entfremdung durchbrochen hatten.

Welche Motivation hatten diese Pioniere? Ihre Gemeinsamkeit läßt sich wohl am besten mit einem ungewöhnlichen Wort ausdrücken, das in den zwanziger Jahren eine merkwürdige Rolle spielte: das Wort „panchristlich“. Wer die Enzyklika *Mortalium Animos* aus dem Jahre 1928 gelesen hat, erinnert sich, daß diesem Dokument zufolge die Befürworter der Zusammenarbeit und Einheit der Kirchen „Panchristen“ genannt wurden. Als *Söderblom* dies las, war er der Ansicht, dieser ihm unbekannte Begriff sei eine Neuschöpfung zum Zweck, die ökumenische Bewegung ins Lächerliche zu ziehen. Tatsächlich taucht aber das Adjektiv „panchristianos“ bereits in der Enzyklika von Konstantinopel aus dem Jahre 1920 auf. Es ist ein Wort, das in der griechischen Kirchensprache häufig für Unternehmungen gebraucht wurde, die Christen aller Glaubensrichtungen vereinte. *Söderblom* wußte dies zwar nicht, aber seine Antwort lautete: „Panchristlich bezeichnet Christen, die für die Ganzheit und Gesamtheit des Evangeliums eintreten. Und genau das ist tatsächlich das Wesen unserer Bewegung. Wir wollen wichtige Teile der christlichen Botschaft ernst nehmen, die in Vergessenheit geraten oder vernachlässigt worden sind. Die Enzyklika hat uns unabsichtlich einen Ehrentitel verliehen.“

Die Männer und Frauen jener ersten Generation verdienen

diese Bezeichnung. Sie sind vor allem Panchristen, weil ihnen am ganzen Volk Gottes lag. Sie haben um die zutiefst anormale Situation gewußt, in der die Christen sich befinden: Wie können wir weiterhin den Glauben an die Einheit der Kirche verkünden, wenn wir im Grunde nichts tun, um diese Einheit sichtbar zu machen? Wir wissen wenig bis nichts über Christen anderer Konfessionen und Völker. Uns fehlt der wahre Sinn für christliche Solidarität. Die Kirchen stehen zueinander in Konkurrenz, als ob sie Fußballvereine wären, ohne daß sie sich der Unteilbarkeit der christlichen Sache in der Welt bewußt sind. Die panchristliche Antwort darauf lautet: nach dem Neuen Testament gehört die Einheit zum Wesen der Kirche. Nicht nur zu ihrem „bene esse“, sondern zu ihrem „esse“. Gemeint ist nicht nur eine quasi platonische Einheit, sondern die Einheit, die sichtbar und greifbar genug ist, um die Menschen zu überzeugen, daß diese geeinten Christen das Geheimnis der Versöhnung kennen und Trennung und Entfremdung im Leben der Menschheit überwunden haben. So sind die Panchristen entschlossen, eine große Anstrengung zur Sammlung des Volkes Gottes zu unternehmen. Gardiner von „Glaube und Kirchenverfassung“ findet einen Weg, um mit den Kirchen des Ökumenischen Patriarchats, des Patriarchats von Moskau, in Verbindung zu treten, und schreibt dem Vatikan Briefe in vorzüglichem Latein. Brent kann auf der Tagung für Glauben und Kirchenverfassung 1920 in Genf den Delegierten zurufen: „Jetzt können wir sagen, daß wir jeder Kirche der Christenheit die Gelegenheit geboten haben, miteinander das Wagnis unseres Glaubens einzugehen.“ 1920 auf der Weltkonferenz für Praktisches Christentum in Genf muß Söderblom jene überzeugen, die zögerten, den Vatikan einzuladen. Ihnen sagt Söderblom schlicht: „Alle, die den Namen Christi bekennen, sollten sich im Hause des Christentums zu Hause fühlen können.“

Die zweite Gemeinsamkeit der Panchristen besteht darin, daß sie die Universalität christlichen Glaubens neu einzuholen versuchten. Die Enzyklika des Ökumenischen Patriarchats von 1920 richtet sich „an alle Kirchen Christi, wo immer sie sein mögen“. Im Aufruf zum Gebet der Genfer Tagung für Praktisches Christentum heißt es: „Die Teilnehmer rufen die Christen jeder Tradition und Nationalität und Rasse ernst und feierlich auf, jetzt und unablässig für das Kommen einer umfassenderen Einheit im Geist und im Handeln der ganzen Kirche Christi überall in der Welt zu beten.“

Noch ist die angestrebte Universalität mehr Plan als Wirklichkeit, da es zu dieser Zeit noch kein zuverlässiges Kirchenverzeichnis gibt und erst wenige Kirchen in Asien und Afrika das erforderliche Maß an Autonomie für die Mitwirkung in der ökumenischen Bewegung erlangt haben. Dr. Mott, unermüdlich auf Reisen, weist jedoch den Weg in die Zukunft; er organisiert Tagungen des Christlichen Studentenweltbundes in Tokio und Peking; in Jerusalem wird die zweite Weltmissionskonferenz veranstaltet.

Panchristen sind sie auch, weil sie für die Ganzheit des Evangeliums eintreten unter dem Motto: „Christus ist der

Herr aller Menschen, oder er ist nicht Herr.“ Die Trennung zwischen geistlichem Leben und prophetischem Handeln zum Wohle der Gemeinschaft erkennen sie nicht an.

John R. Mott ist nicht nur Gründer und Führer christlicher Weltorganisationen, als der er für seinen Beitrag zur Völkerverständigung mit dem Weltfriedenspreis ausgezeichnet wird, sondern zugleich und vor allem Evangelist mit einer schlichten christozentrischen Botschaft. Oldham mahnt in „Christenheit und Rassenfrage“ seine Zeitgenossen, daß die Beziehungen zwischen den Rassen das dominierende Thema der kommenden Jahre sein müssen, zugleich ist er aber auch Verfasser eines Fürbittkalenders, der weithin benutzt wird. Söderblom versucht während und nach dem Ersten Weltkrieg, Brücken zu schlagen zwischen den durch Haß und Uneinigkeit gespaltenen Völkern; auch er wird mit dem Friedensnobelpreis geehrt; doch seine Losung heißt, daß die wahre Einheit unter dem Kreuz Christi zu finden sei. Temple schreibt einen Bestseller über „Christentum und Gesellschaftsordnung“ und fordert fundamentale gesellschaftliche Veränderungen; aber in den arbeitsreichsten Jahren seines Lebens liefert er außerdem eine fundierte Auslegung des Johannesevangeliums. Brent ist einerseits der führende Kopf der Bewegung „Glaube und Kirchenverfassung“ und Anwalt der Einheit im Glauben, andererseits ist er amerikanischer Delegationsleiter auf der Opiumkonferenz des Völkerbundes und vertritt seine pazifistischen Überzeugungen. *George Bell* tritt für Abrüstung und gegen die Bombardierung deutscher Städte ein, andererseits verdanken wir ihm die Initiative zu einem bemerkenswerten ökumenischen Buch über Christologie. K. T. Paul von Indien war maßgeblich an den Planungen für die Kircheneinheit in Südinien beteiligt und andererseits Sprecher der indischen Unabhängigkeitsbewegung auf der Round-Table-Konferenz in London. *Toyohiko Kagawa* war Sozialprophet und Evangelist. *Nicolai Berdjajev* war ein großer christlicher Philosoph und zugleich ein Meister der Analyse der Sünden aller Gesellschaftssysteme und Ideologien unserer Zeit.

Der eigentlichen Berufung treu bleiben

Meiner Meinung nach ist diese Schwerpunktsetzung – die Ganzheit der Kirche, die Ganzheit der Welt und die Ganzheit des Evangeliums – nicht bloß ein interessanter Teil unseres Erbes, sondern bleibender Wesenszug der ökumenischen Bewegung. Vernachlässigten oder ignorierten wir sie, dann würde unsere Identität Schaden leiden. Immer wieder müssen wir uns die Frage stellen, ob wir in unseren neuen und wesentlich veränderten Verhältnissen noch immer Anwalt biblischer Ganzheitlichkeit sind. Sechzig Jahre sind eine lange Zeit in einer sich so rasch verändernden Welt. Daher war es wohl kaum zu vermeiden, daß uns viel von der Abenteuerlust und dem Entdeckergeist der ersten Jahre verlorengegangen ist. Aber wir sollten uns darüber keine Sorgen machen. Die Tatsache, daß wir heute eher weniger beliebt sind, könnte sogar insofern von Vorteil sein, als wir dadurch auf unsere

eigentliche Berufung zurückgeworfen werden. Wir sollten allerdings sehr darauf bedacht sein, daß unsere Bewegung dieser Berufung treu bleibt. Lassen Sie mich an dieser Stelle einige Überlegungen anstellen zu den Aufgaben, die wir heute im Licht unseres Auftrags zu erfüllen haben.

Was die Wiederherstellung der Ganzheitlichkeit der Kirche, ihre Einheit anbetrifft, befinden wir uns heute in einer Phase des Zweifels und der Ungewißheit. Ich meine, es geht im wesentlichen um die folgenden zwei Fragen: Gehört Einheit zu den Hauptanliegen der Kirchen? Und muß sie notwendigerweise die Gestalt der Kircheneinheit annehmen?

Ich glaube, wir sollten mit aller Deutlichkeit bekräftigen, daß Einheit eine unverzichtbare *nota ecclesiae* ist. Sicherlich ist der Weg zur vollkommenen Einheit länger und auch hindernisreicher, als wir damals angenommen hatten. Dennoch besteht kein Grund dazu, nicht auf dem Weg zu bleiben. Denn wenn wir aufgeben oder erklären, die Einheit sei kein Ziel, das in der Geschichte erreicht werden könne, dann widersprechen wir damit den biblischen Aussagen zum Wesen und zum Auftrag des Gottesvolkes. Lassen Sie mich das an einem Beispiel erläutern. In Kapitel 17 des Johannesevangeliums betet Jesus: „...damit sie vollkommen eins sind und die Welt erkennt, daß du mich gesandt hast.“ William Temple schreibt dazu in seinem Kommentar, hier werde das Wort „erkennen“ verwendet, um deutlich zu machen, „daß es der Welt nun gegeben ist, etwas zu erkennen. Durch die Einswerdung der Jünger und den von ihnen Bekehrten wird die Welt nach und nach in die Lage versetzt, das göttliche Wirken zu erkennen“. Wir können es uns nicht leisten, ohne dieses machtvolle Zeugnis in die Welt hinauszugehen. In der Botschaft der Stockholmer Konferenz (1925) heißt es: „Die Welt ist zu übermächtig für eine gespaltene Kirche.“ Dieser Satz kann leicht mißverstanden werden. Zyniker würden sagen: seht ihr, die Christen bekommen es mit der Angst zu tun. Sie rücken zusammen, weil sie selbst nicht mehr an ihre Zukunft glauben. Der Satz gewinnt seine Wahrheit, wenn man ihn in Bezug setzt zum Verkündigungsauftrag der Kirche. Sie kann ihren Auftrag, alle Völker zu Jüngern zu machen, so lange nicht erfüllen, wie die Kirchen durch ihre faktische Trennung zu ihrer Botschaft der Versöhnung und der Einheit im Widerspruch stehen.

Auch die zweite Frage, ob die Einheit in Christus notwendigerweise kirchliche Einheit sein muß, ist in der gegenwärtigen Situation von entscheidender Bedeutung. Viele Christen sind heute zu der Überzeugung gelangt, daß Einheit zwar sehr erstrebenswert sei, daß sie jedoch außerhalb der Kirchen verwirklicht werden könne. Ihrer Ansicht nach sind die Kirchen zu Institutionen geworden, denen es primär um ihr eigenes Weiterbestehen geht und die Veränderungen scheuen. Sie bedauern den Beschluß von 1937, die verhältnismäßig unabhängige ökumenische Bewegung im Rahmen des Ökumenischen Rates zu institutionalisieren und damit praktisch unter die Kontrolle der Kirchen zu stellen. Sie meinen, ökumenische Fortschritte seien nur dort zu erwarten, wo örtliche Gruppen – innerhalb wie

außerhalb der Kirchen – spontan ökumenische Ziele zu verwirklichen suchen.

Ich bin durchaus nicht der Meinung, daß man auf diese außerkirchliche Ökumene mit einem Loblied auf die ökumenischen Errungenschaften der Kirchen reagieren sollte. Die Zeiten des Triumphalismus sind – hoffentlich endgültig – vorbei. Wir sollten uns aber darüber im klaren sein, daß wir – ähnlich wie damals, als die in der Jugendbewegung und in Missions- und Bibelgesellschaften vertretenen und damit von der Basis ausgehenden ökumenischen Gedanken den Weg bereiteten für die ökumenische Bewegung der Kirchen – auch heute erwarten können, daß ökumenische Initiativen, die vor Ort oder außerhalb kirchlicher Institutionen entstanden sind, die ökumenische Bewegung lebendig erhalten, zu einer Zeit, in der sie zu erstarren droht. Wenn man ökumenisches Handeln innerhalb oder außerhalb der Kirchen positiv bewertet, so bedeutet dies allerdings *nicht*, daß es *ohne* die Kirchen eine gesunde ökumenische Bewegung geben könne. Ich glaube nicht, daß wir die Entscheidung von 1937 bedauern sollten. Unsere Vorgänger waren zu Recht der Überzeugung, daß die Verantwortung für die ökumenische Aufgabe in erster Linie bei den Kirchen liegen müsse. Nur so wird die ökumenische Bewegung geschichtliche Substanz erhalten. Eine völlig nicht-institutionelle oder sogar antiinstitutionelle ökumenische Bewegung würde zwar ausgezeichnete theoretische Arbeit zur Frage der Einheit leisten können, doch wird sie wohl kaum konkrete Ergebnisse hervorbringen.

Es ist heute Mode, das Eingebundensein der Kirchen in die Geschichte verächtlich zu machen, und diese Mode wird nicht nur außerhalb der Kirchen, sondern selbst in den Kirchen mitgemacht. Es sieht so aus, als seien selbst Kirchenleute eher mit Goethes Ausspruch einverstanden, die Kirchengeschichte sei „ein Sammelsurium von Irrwegen und Gewalt“, als mit Calvin, der sie als eine Geschichte immer neuer Auferstehungen bezeichnete.

Mir scheint, daß dieser Defaitismus, der die Kirche für unfähig hält, sich zu erneuern, der Wahrheit nicht näher kommt als der Triumphalismus, der für die streitende Kirche hier und jetzt das postuliert, was erst der triumphierenden Kirche der kommenden Zeit vorbehalten ist. Denn Defaitismus ist im Blick auf die Kirchen eine Form der Undankbarkeit. Paulus, der so gut wie jeder andere die Schwächen der Gemeinden kannte, an die er seine Briefe richtet, beginnt fast jedesmal damit, Gott für ihr Bestehen, für ihren Glauben und ihre Treue zu danken. Als Männer und Frauen der ökumenischen Bewegung haben wir besonderen Anlaß, mit Dankbarkeit von den Kirchen zu sprechen. Sie haben in erheblichem Maße dem Ruf Folge geleistet, aus ihrer Isolierung herauszutreten, den Dialog aufzunehmen, einander zu helfen, gemeinsam menschlicher Not entgegenzutreten, miteinander Unterdrückung und Ungerechtigkeit anzuprangern. In unserer Zeit sind viele Namen zu der großen Wolke von Zeugen hinzugekommen, zu den Männern und Frauen der Kirche, die um des Glaubens willen alle denkbaren Opfer gebracht haben. Ich halte es für ein großes Privileg, daß es mir vergönnt

war, mein Leben mit diesen Menschen zu teilen. Und ich weiß, daß es vielen ebenso geht.

Wie steht es um die zweite Dimension, die Ganzheitlichkeit der Welt? Auf den ersten Blick könnte man meinen, daß wir uns um diesen Aspekt unseres Auftrags nicht weiter zu kümmern bräuchten. Hat seit der Zeit, als unsere Bewegung mehr eine Ökumene der Theorie als der Wirklichkeit war, bis heute, da Männer und Frauen aller Kontinente und Rassen voll und ganz an der gemeinsamen Aufgabe mitarbeiten, nicht eine aufsehenerregende und bemerkenswert rasche Entwicklung stattgefunden? Ja, in dieser Hinsicht haben wir Fortschritte gemacht. Aber um voll und ganz ökumenisch zu sein, genügt eine weltweite Mitgliedschaft allein nicht, sie muß zudem nach dem Grundgesetz des Leibes Christi zusammenwirken. Wir haben noch einen weiten Weg vor uns, bis wir sagen können, daß unsere Koinonia der Beschreibung des Leibes Christi nach 1 Korinther 12, Römer 12, Epheser 4 entspricht. Diese volle Gegenseitigkeit und Gemeinsamkeit, diese völlige Solidarität, welche die Beziehungen der Glieder dieses Leibes kennzeichnen sollte, sind noch immer ferne Ziele, die uns nur langsam näher rücken. Diese Situation wird durch das starke neue Streben nach regionaler und kultureller Identität kompliziert. Warum dem so ist, ist relativ einfach zu verstehen. Beim weltweiten Aufeinandertreffen der Kulturen möchte jede sich mit den anderen messen können, aber viele haben lange unter fremder Herrschaft leben müssen und noch keine Zeit gehabt, eine eigene Lebensanschauung zu entwickeln. Es ist aber sehr wichtig, daß die Kirchen diesem kulturellen Selbstbestimmungsprozeß positiv gegenüberstehen. Damit das Evangelium vollkommen angenommen wird, muß es jede einzelne Kultur durchdringen und deshalb die besonderen Maßstäbe und Mittel der Kommunikation in diesen Kulturen anwenden. Dies stimmt auch mit dem ökumenischen Ziel überein. Eine Ökonomie der Charismata als „gemeinsamer Markt“ der Geistesgaben wird nur möglich sein, wenn alle beteiligten Kirchen ihren eigenen Beitrag leisten dürfen. Der Ökumenische Rat tat gewiß gut daran, die Gründung regionaler ökumenischer Zusammenschlüsse zu befürworten.

Worauf es letztlich ankommt

Wenn wir wirklich für das Evangelium als ein Evangelium für die ganze Welt eintreten, müssen wir auch die Kehrseite betrachten: Unsere eigene kulturelle Prägung kann uns so sehr in Anspruch nehmen, daß wir die Universalität unseres Glaubens nicht mehr sichtbar machen. Unsere Kultur darf uns nicht zum Gefängnis werden. Zu oft ist es in der Geschichte der Kirchen vorgekommen, daß sie sich so unkritisch mit ihrer Umwelt identifizierten, daß sie nicht mehr in der Lage waren, die Botschaft der Königsherrschaft Gottes zu verkündigen und prophetisch zu sprechen. Die ökumenische Bewegung bietet Gelegenheit, diese Versuchung zu überwinden, dadurch daß wir einander auf sie aufmerksam machen und einander darin bestärken, Sprecher der universalen Kirche zu sein.

Die dritte Dimension betrifft die Ganzheit des Evangeliums. Vor zwölf Jahren hatte ich anlässlich der vierten Vollversammlung des ÖRK in Uppsala Gelegenheit, über dieses Thema zu sprechen. Zu meinem nicht geringen Erstaunen wurde ein Satz aus diesem Referat häufiger als jede andere schriftliche oder mündliche Äußerung von mir zitiert. Ich sagte: „Es muß deutlich werden, daß Kirchenmitglieder, die ihre Verantwortung gegenüber den Bedürftigen in irgendeinem Teil der Welt in der Praxis leugnen, sich ebensosehr der Ketzerei schuldig machen wie jene, die irgendeinen Glaubensartikel leugnen.“ Mir schien dies eine in der ökumenischen Bewegung seit der Stockholmer Konferenz über praktisches Christentum im Jahre 1925 anerkannte biblische Wahrheit zu sein. Aber die Reaktion auf meinen Satz ließ in mir Zweifel aufkommen, daß meine Äußerung richtig verstanden worden war. Einige Jahre später sagte ich deshalb: „Kirchenmitglieder, die leugnen, daß Gott die Menschen mit sich in Jesus Christus versöhnt hat, sind ebensosehr der Ketzerei schuldig wie jene, die am Kampf für Gerechtigkeit und Freiheit in der Welt nicht teilnehmen wollen und nichts tun, um ihren Brüdern in der Not beizustehen.“

Da wir heute über die Ganzheitlichkeit des Evangeliums sprechen, möchte ich eine weitere Überlegung beisteuern. Unser Problem besteht nicht mehr nur in der Frage, ob sich das Evangelium ausschließlich auf das persönliche geistliche Leben und das Heil einzelner Menschen bezieht oder auch auf die Befreiung der Armen und Unterdrückten im Kampf gegen Ungerechtigkeit. In der ökumenischen Bewegung herrscht grundsätzlich Einigkeit darüber, daß beides zum Evangelium gehört. Unser Problem konzentriert sich vielmehr auf die Frage: Worauf kommt es letztlich an?

In diesem Zusammenhang wird in unserer Zeit am häufigsten als neutestamentlicher Text das vierte Kapitel des Lukasevangeliums benutzt, in dem Jesus Christus in seiner Predigt in der Synagoge von Nazareth das ganze Programm seines Wirkens entfaltet. Hier finden wir eine wunderbar umfassende Beschreibung des Evangeliums: gute Nachricht für die Armen, Befreiung für die Gefangenen, Augenlicht für die Blinden, Freiheit für die Unterdrückten. All das wird zusammengehalten von dem einleitenden Satz: „Der Geist des Herrn ruht auf mir“, und von dem Schlußwort: „Heute ist dies Wort der Schrift vor euren Ohren erfüllt.“ Mit anderen Worten: die Frohe Botschaft, das Evangelium, die gute Nachricht lautet, nach den Worten des Lukas an anderer Stelle: „Denn Gott hat sein Volk erlöst.“ G. B. Caird hat den schönen Satz geprägt: „Gott ist nicht nur der Drehbuchautor, der die Handlung für das Drama seines Erlöserwerks erdacht hat, sondern er ist ein Akteur, der persönlich auf der Bühne erscheint und dessen Gegenwart die ganze Handlung zur Lösung hinführt.“ Damit stellt sich die Frage, ob all das, was wir in der ökumenischen Bewegung tun, wirklich Ankündigung der Gegenwart des Herrn Jesus Christus ist. Ist unser Ausgangspunkt in all unserem Bemühen um Gerechtigkeit in der Gesellschaft und unter den Rassen und um den Frieden ein sittliches Gebot oder vielmehr der

große Indikativ: in Christus ist das Himmelreich gegenwärtig; *darum* habt ihr die Macht, die Welt zu verändern? Lassen wir uns in unserem Bemühen um die Einheit der Kirche von Überlegungen kirchlicher Vernunft oder von der überwältigenden Gewißheit leiten, daß der Herr der

Kirche selbst sein Volk zusammenführt? Mit anderen Worten: die Zukunft der ökumenischen Bewegung hängt davon ab, ob jede neue Generation neu entdeckt, daß die ökumenische Bewegung nicht unser Werk ist, sondern die Bewegung der Kirche.

Eine Katakombenkirche lebt und wächst

Einzelheiten über Kirche in der Ukraine

Zum erstenmal hat das Oberhaupt der ukrainisch-katholischen Kirche, Kardinal Joseph Slipyj, Rom, bestätigt, daß seine Kirche in der Ukraine im Untergrund existiert. Zugleich gab der Kardinal beim 30. Kongreß „Kirche in Not“ am Sonntag, 3. August, in Königstein, Taunus, Einzelheiten über die Kirche in der Ukraine bekannt. Der 88jährige Kardinal konnte aus gesundheitlichen Gründen nicht persönlich am Kongreß in Königstein teilnehmen. Er ließ seine Ausführungen daher durch seinen persönlichen Vertreter, Archimandrit Lubomir Husar, vor dem Kongreßplenium verlesen. Zwischenüberschriften von der Redaktion.

Am 1. November 1944 starb mein heiligmäßiger Vorgänger, der Diener Gottes, Metropolit Andrej Szeptyckyj. Gott gab mir die schwere, aber große Aufgabe, sein Nachfolger zu sein, als unsere ukrainische katholische Kirche vor der Liquidierung durch die Sowjetmacht mit Hilfe des Moskauer Patriarchates stand.

Bereits am 11. April 1945 wurde ich mit allen anderen Bischöfen verhaftet. Innerhalb eines Jahres folgten mehr als 800 Priester in die Gefangenschaft. Vom 8. bis 10. März 1946 wurde die illegale Synode von Lemberg inszeniert, die unter atheistischem Druck die „Wiedervereinigung“ der ukrainischen katholischen Kirche mit der vom Sowjetregime beherrschten Orthodoxie proklamierte.

Diese „Wiedervereinigung“, und damit die äußere Liquidation unserer Kirche, wurde mit brutaler Gewalt durchgeführt. Die Bischöfe wurden in alle Landesteile der Sowjetunion deportiert und sind fast ohne Ausnahme in der Gefangenschaft umgekommen oder umgebracht worden. Jeder von uns mußte seinen eigenen Kreuzweg gehen. Jetzt, da ich 88 Jahre alt bin, sind Jeniseisk, Mordowia, Polaria, Inta und Sibirien nur noch in meiner Erinnerung lebendig, aber damals war es eine schwere Heimsuchung. Ich danke Gott, daß er mir die Kraft gegeben hat, dieses Kreuz 18 Jahre lang zu tragen, und ich verneige mich in Ehrfurcht vor den zehn Mitbrüdern im Episkopat, den mehr als 1400 Priestern, 800 Schwestern und den Zehntausenden von Gläubigen, die in der Gefangenschaft ihre Treue zum Papst, zum römischen Apostolischen Stuhl auf zur Universalkirche mit dem Opfer ihres Lebens besiegelt haben.

Unsere Priester wurden vor die Wahl gestellt, sich entweder der „Regime-Kirche“ anzuschließen und somit die katholische Einheit zu verleugnen oder zumindest zehn

Jahre das harte Schicksal der Deportation mit allen daraus resultierenden Strafmaßnahmen zu tragen. Die übergroße Mehrheit der Priester hat den Weg durch die Gefängnisse und Konzentrationslager der Sowjetunion gewählt.

Einer unserer besten Priester litt von 1945 bis 1955 in den Lagern Potma, Sarowo, Jawas, Uljanowo und Poliwanowo. Er schrieb an seine Pfarrkinder: „Ich nehme diese Haft als eine Buße an und opfere sie für Euch, damit dieses Kreuz Euch erspart bleibe. Ich segne Euch und bete für Euch. Fünfmal täglich bete ich für alle meine Pfarrkinder. Sonntags zelebriere ich die göttliche Liturgie. Jeden Tag halte ich eine Moleben (Gebetsandacht)... Man hat mich zur Apostasie zwingen wollen, aber ich habe es abgelehnt... Die Sache Gottes muß siegen. Bewahrt den Glauben Eurer Väter!“

Falls diese Priester ihre zehnjährige Haftzeit überleben, ist das Ende der Verfolgung noch lange nicht abzusehen. Man schrieb mir über einen Mönch in den Karpaten: „Im Jahre 1968 wurde er von neuem zu drei Jahren Haft verurteilt, weil er Kindern Religionsunterricht erteilt hatte. Diese Jahre hat er bis zum letzten Tag abgesessen. 1973 bekam er nochmals anderthalb Jahre, weil er am Krankenbett einer Frau gebetet hatte... Die Sowjetregierung vertritt den Standpunkt, daß die ukrainische katholische Kirche verboten ist, und betrachtet daher auch das Beten in einer Privatwohnung als ein Verbrechen gegen den Staat.“

Dennoch bleiben die Gläubigen ihrem Glauben treu. In abgelegenen Dörfern, in denen die Kirche geschlossen und der Priester deportiert wurde, öffnen sie bisweilen insgeheim die Kirche, singen die Vesper, die Molebens und sogar für das Volk vorgesehene Teile der göttlichen Liturgie. Ich zitiere aus einem Bericht, der mich unlängst erreichte: „Alle Sonntage kommen die Gläubigen zur Kirche und singen mit dem Kantor die Matutin und die heilige Liturgie, das heißt nur die Responsorien, weil wir keinen Priester haben. Auf dem Altar steht ein Kelch, und es brennen Kerzen.“ Die Gläubigen hängen so sehr an den Gottesdiensten, daß sie, falls sie Vertrauen zum orthodoxen Priester haben, auch an deren Gottesdiensten teilnehmen.

Ein Glaube, der reiche Früchte trägt

Trotz der Verfolgung, die bereits 35 Jahre andauert, können wir mit Dankbarkeit feststellen, daß unsere zum Un-